

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 7. — Sonntag, den 14. Februar 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

„Im Weißen Rössl am Wolfgangsee, da steht das Glück vor der Tür...“

Als zu München im „Deutschen Theater“ die so weltberühmt gewordene Revue-Operette „Im Weißen Rössl“ zum 130. Male aufgeführt wurde, saß unter dem festlichen Publikum der bayrischen Hauptstadt eine schlichte, einfache Frau im ländlichen Gewand, nur mit einem einzigen Schmuck angetan: Dem weißen Schürzl, ihrem „Festgewand“, wie sie sagte. Runklig war das Antlitz der Frau, aber gutmütige Augen blickten aus diesem Muttergesicht. — Wer nun war diese liebe Alte, die so abstach von ihrer ganzen Umgebung? Es war das Draßl-Mütterl, das 80jährige, das am Wolfgangsee

und die reistlose Bewunderung eingestimmt, die all die Tausenden besaßen, die im Bühnenhause Annabergs erschienen waren. Und nicht minder Großes hat jenes Künstlerensemble unter seinem ausgezeichneten Führer auch weiterhin geleistet: im „Fliegenden Holländer“, jener anspruchsvollen Wagner-Oper, in der „Blume von Hawaii“ und manchen anderen erstklassig herausgebrachten Werken. Wie vielen hat so der Risikomut Hellmuth Freiberg's und sein künstlerisches Walten Arbeit in ihrem ihnen so lieb gewordenen Beruf gebracht, wie vielen die Sorge der Beschäftigungslosigkeit genommen.



Aus dem großen Kaiser-Franz-Josef-Akt im „Weißen Rössl“. — Aufnahme der Lichtbildnerin Erna Meiche-Annaberg.

Wirtin des Gasthofes „Zum Weißen Rössl“ war. Was kann sie wohl alles erzählen von der Zeit, da der alte Franzl aus Wien, der Kaiser Franz Josef, Einkehr bei ihr hielt, der joviale alte Herr, der nun in der Revueoperette auch in Annaberg (jetzt 30 Mal bereits) auftrat und es immer aufs neue — wie einst wohl der lebende Monarch auch — erklärte, daß es ihm bei der Rössl-Wirtin stets so gefallen: „Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut.“ Journalisten erzählte das Mutterl, daß Blumenthal und Kadelburg, die Väter des Bühnenstückes, bei ihr Jahr um Jahr wohnten, daß sie selbst jedoch an deren Werk ganz unschuldig sei. — Alle aber, die da jahraus, jahrein zum Wolfgangsee kamen, waren begeistert von der Schönheit der Gegend; und — wieviel Liebe auch hat sich dort gesponnen.

Just also wie es in unserer Operette zugeht, aus der wir beistehendes Bild nun all denen zur Erinnerung widmen, die aus dem ganzen Gebirge seit dem 6. Dezember 1931 zur Pöhlbergstadt zogen, um dort die Glanzaufführungen des prächtigen Werkes unter der Leitung des Annaberger Bühnendirektors Hellmuth Freiberg zu bestaunen, ein Meisterwerk der Aufführung mit 150 Mitwirkenden. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat bei der Erstaufführung und dann wieder auch bei der 25. Jubiläumsdarbietung der Operette freudig in den Jubel

Immer wieder wird man dessen auch gedenken, wenn man das liebe erinnerungsreiche Bildnis dieser Seite betrachtet, bei dessen Anblick all die Gestalten erneut Rössl-Leben wieder bekommen, die uns in so fröhlichen und beseligt verlebten Stunden im Annaberger Stadttheater zur Josepha, der Operettenwirtin am Wolfgangsee, führten. Und wieviel uns zu eigen gewordene Weisen gehen uns dabei durch den Sinn und summen wir erneut vor uns hin. Da steht auf dem Bilde dieser Seite der „Franzl“ (Herr Nitschke) wieder vor uns. Wir gedenken angesichts seiner der so volkstümlich gewordenen Zeilen, die er der Rössl-Wirtin ins Büchlein schrieb, und die da begannen:

„Es ist einmal im Leben so,
Allen geht es ebenso:
Was man möchte so gern
Liegt zu fern...“

Dann neben dem Kaiser Josepha (Frä. Rappoldi) selbst, von der der Leopold (Herr Marion) singt: „Es muß was Wunderbares sein, von dir geliebt zu werden“ und der er dann singend erklärt:

„Zuschau'n ka i nett,
Wenn i nett selber bin dabei,
Bricht mir das Herz entzwei.“

Nicht weit vom Leopold aber gewahrt man auf dem Bilde den Dr. Siedler (Herr Ronald).

„Im „Weißen Kößl“ am Wolfgang-See,
Da steht das Glück vor der Tür“,

dieser schönen Weise gedenken wir bei seinem Anblick. Dann aber klingt es nicht angesichts Giesecks (Otto Knappe) des Berliner Fabrikanten in uns auf: „Doch da müßten Sie man Ahlbeck sehn, die Flundern sind da ganz la.“ Auch der Siegesmund (Ottomar v. Werner) grüßt uns am Balkon des „D. 3.“-Bildes hier; er kann noch immer nichts dafür, daß man ihn liebt.

So bringt unser Kößl-Bild Tausenden vielerlei aus herrlichen Theaterstunden zurück und viele werden es aufheben als liebes Gedenkblatt. In Tausenden aber auch wird es bei alledem stets wieder neu nachklingen:

„Mein Liebeslied muß ein Walzer sein,
Voll Blütenduft und voll Sonnenschein.“

Sitte und Brauch zur Fastnachtszeit im Erzgebirge

Jede Gegend hat ihre Eigenart im Begehen der Sitten und im Einhalten der althergebrachten Gebräuche. Ueberall ist's anders, überall verschwinden sie mehr und mehr. Auch im Erzgebirge ist diese Erscheinung festzustellen.

Gleich nach dem 30jährigen Kriege ist ein altes Fastnachts-spiel mit dem Titel „Quack“ verschwunden. Um die letzte Jahrhundertwende gerieten besonders die Fastnachtsbräuche, die es mit den Haustieren, den Obstbäumen und Innungsfeiern zu tun hatten, in Vergessenheit. Auch der „Mschertopf“, eine alte erzgebirgische Fastnachts-sitte, ist nur hier und da noch anzutreffen. Ein Tontopf mit allerhand Gaben gefüllt, wird in die Hugenstube geworfen. Das Erhaschen der Gaben ist neben dem „Ausruhen“ des Topfbringers der Hauptspaß. Die Enttäuschung ist natürlich groß, wenn der Topf aus Rache nur mit Sand und Ruß gefüllt ist. Mit den Gaben und Topfscherben verbindet sich allerhand Aberglaube. Wenn der Mschertopf überhaupt nicht zerspringt, so befürchtet man einen Todesfall in der Familie.

Je weiter der kundige Freund der Volks-sitten aber in die Gebirgswälder und ihre abgelegenen Dörfer schreitet, desto häufiger trifft er noch Fastnachtsbräuche an. Da das Essen im Leben des Erzgebirglers, weil es damit meist nicht allzu herrlich bestellt ist, eine große Rolle spielt, so heften sich auch heute noch an das Essen die meisten Sitten und Bräuche. Ein besonderer Tag war Fastnacht für den Bergmann und seine Familie. Johannegeorgenstadt feiert noch heute das Bergfest, leider muß in der schweren Zeit der bekannte Bergaufzug, den man noch vor wenigen Jahren bestaunen konnte, in Wegfall kommen. Aus der Gulantensiedlung ist uns auch ein Vers bekannt, der daran erinnert: „Fosnd is heit, kommt Rinner aht, heit is'n Vater sei Fast!“ In den meisten Familien gibt es zur „Fosnd“ als Speise: Erbsen, geräuchertes Fleisch, Sauerkraut und Kartoffeln. Ueberall sind noch die „Kräpple“ (Pfannkuchen) jedermann bekannt. Besonders die Jugend hat es auf den Erwerb derselben abgesehen. Für sie ist das „Spießeinreden“ ein Hauptvergnügen. Mit einem zugespitzten Stecken, der oft mit Bändern geschmückt ist und als ihr Spieß gilt, ziehen die Buben und Mädels von Tür zu Tür, den Spieß hineinredend, und heißen durch Hersagen eines Bittsprüchleins Gaben. Ihr freudvolles Tun ist mit allerhand Molltriebe verbunden. Dazu kleiden sie sich auch besonders späßig. Wer seine Bittgänge allein unternimmt, „verschammeriert“ sich als Bettler, Teufel, Kasper oder Wahrsagerin. Paarweise auftretende „Fosndnacker“ vermaskieren sich als Sommer und Winter, Hauptmann und Soldat, Geierkassenmann und Kind, Bärenführer und Bär, Braut und Bräutigam. Oft bildet sich hieran eine „Hochzeit“ und als anderes Massenaufgebot an solchen Fastnachtsnarren wäre die „Kindtaafel“ zu nennen. Besonders beliebt und lohnend ist auch der Auftritt zu dreien als Familie: Vater, Mutter und Kind (meist ein besonders unartiges). Diese Fastnachtsleute sammeln ihre Gaben in ulfigen Körben, riesenhaften Gelbbörsen. Als

Dank spielen sie auf ihren Instrumenten einige „Tschotischer“ (flotte Musikstücke). Bevorzugt ist als Musikspender ein Leierkasten, eine Zugharmonie (Ziehharmonika), eine Teufelsgeige oder wenns hoch kommt, eine Klarinette. Ein Hauptvergnügen für die Nichtverkostümierten ist es, herauszubekommen, wer unter der Maske und dem „Berpuß“ verborgen ist. Tätliches Raten führt nicht selten zu Kaufereien. Gegen Abend übernehmen oft Erwachsene das Tun und Treiben der Kinder. Als Gaben an die Spieße und in die Körbe werden besonders außer Geld bevorzugt: Kräpple, Kuchen, Apfelsinen, Äpfel, Würstchen, kleine Gebrauchsgegenstände, Bilder und allerhand anderes. Wenn Genügsamkeit, Frohsinn, Harmlosigkeit und kindliche Lust unter der Maskenfreiheit des Fastnachtstages verborgen ist, hat auch der seine Freude an solchem Tun der sonst nichts von „derlei Schaffen“ wissen will. Bedauerlicher Weise wird aber in der Zeit nach dem Kriege oft beobachtet, daß Aufdringlichkeit und sogar die Frechheit beim Fastnachtsrummel Platz gegriffen haben. Wenn aber alle „Fosndnarrn“ bei ihrem Tun gleichzeitig Umschau halten nach solchen Unholden ihrer Gilde, und ihr schädliches Treiben zu verhindern suchen, so werden keine Klagen auftreten an künftigen Fastnachtstagen. Zum Schluß seien einige der charakteristischen und gebräuchlichsten Bittsprüche und Fastnachtsverse angeführt:

Guten Ohnd ihr Zeit, Fosnd is heit.
Hatr dä a Kräpple gebaden?
Wie de Würscht müssen se knaden!

Mich hungerts wie en Bar,
Gabt mer nār e Kräppel har.

Ich bie der klaane Günther,
hab 25 Kinder.
Wenn se mer faa Kräpple gam,
do namm ich mersj Laam.

Ich bie von Schiehaad (Schönheide) reigerennt,
jaat ner mol har, wie mei Bauch runnerhängt.
Gabt mer nār en Pfannekung,
werdr wieder nageschuht.

Ich bie e klaaner Dicker
un faa net nauf an Drücker
Gabt mer nār paar Pfenng. — — —
nochr gieh ich wieder meine Gäng.

Ich bie der klaane König.
Gabt mer net ze wenig,
laßt mieh net ze lange stieh,
ich will e Heisel weiter gieh.

Hier red ich mein Spieß
übern Herrn sein'n Tisch.
Stedt' mer nār e Kräppel naa,
seid'r aa e guter Maa
Stedt'r mer faa Kräppel naa,
platz ich eich de Tür racht naa.

Da red ich mein Spieß
übern Herrn sein Tisch
Stedt mer nār e Kräppel naa.
nett ze gruß un nett ze klaa
Dann seß ich mich auf'n Haustürnstaa
un aß mei Kräppel mutterseel'nallaa.

Bäuerle, Bäuerle ummaus
sted mer Stück Rung raus.
Ist dr Rung noch net gerotn
gabt'r mer Stück Schweinebrotn.

Bitte, bitte Weinwand,
gabt mer was in meine Hand,
net ze viel un net ze wenig,
denn ich bie e klaaner König.

Fosnd, halt nār noch e bissel noch,
dauer ner noch vierzu Tog!

Nooch'n Feierabend



Wenn dr Maa awos traamt

(Nachdruck verboten.)

De Hinzelfried-Emma weckt mitten in dar Nacht aus'n Schlof auf. Se häret awos überlaut winseln, gammern un stöhne — gerod asu, als wenn aans ingebracht wü. Wie se awink Obacht gob, wuhar dos Gekrächz kam, do war dos ihr Maa, dar asu gabbset. In völliger Hast griff de Emma nüber zune ins Bett un zugn an dr Achsel.

„Wos is dä, Emil?“ freegit se. „Is dr awos gepassiert odr traamt d'r'sch bluß asu schlacht?“

Ihr Maa schlug mit de Händ, wälzet siech nu erscht racht wie a gequeeltes Tier in Bett rim.

„Auwieh, auwieh!“ winselt'r. „Halft mer nār; mieh hot ihe de schwarze Kuh asu färschterlich gestuñ'n! — Odr asu ein Kampf mit dann Stück Vieh!“

De Emma zug ihrn Arm wieder zerück.

„Maar nār net,“ saacht se, „diech kaa wuhl de Kuh stuñ'n — in Bett?“

„Nu natürlich hot se mieh gestuñ'n! — Ich war' doch sahe, wos ene Kuh is!“

De Emma wur fuchtig. „Latt'sch nār kaa fitts olbersch Zeig!“ schrier se zun Emil ins Bett nüber. „De Kuh' sei in Stall — — getraamt hot der'sch!“

„Mög mers'ch getraamt hoom odr net: Mit dar Keet (Kette) hint'n dra an ihrn Schwanz kam se off mir zugestärzt.“

De Emma schub basig ihr Kupplissen off dr Seit. „Schaam diech nār; mit ihrn Schwanz kaa diech wuhl 'ne Kuh stuñ'n!“

„Gepärzt kam se mit ihrn Schwanz!“ schrier dr Emil. „Gestuñ'n hot se mieh mit de Hörner.“

„Un aah domiet stift unnere schwarze Kuh net!“

„Wumiet stift se dä?“ fregit dr Emil aufgebracht.

„Mit garnischt! — Di is abgehängt in Stall.“

Die Antwort fuhr men'n Emil sei orndlich nei in dr Ros'. „Ob se nu zahmol in Stall is! Buringst war'sche do an Bett!“

„'en Draß warsche! — Die Kuh kaa wuhl rei in dar Kammer? Wu aah noch dar gruße Klaaderschrank do an dr Seit stieht? — Getraamt hot der'sch, getraamt!“

„Inu, dos waß iech salber! Un in Traam do sei ahm de Kuh net abgehängt; do laaf'n se rim. Un asuviel behaupt' iech: De Kuh trot zwischen Bett un Schrank!“

De Emma kārret gerod naus. „Dos möcht' iech sahe, wu do ene Kuh hiepassen soll!“

„Inu, dos war' iech dir galeich beweis'n; dos soll mieh net verdrieß'n. — Wu is dä de Lamp?“ Domiet sehet siech mei Emil in Bett in de Höh, griff nim nooch dar Bettkist' un wollt' de Lamp' abzünden. A Stuß mit dr Hand — plumps, log de Lamp' unten off dar Diel.

Harr üms Laam! Ihe ging odr bei dr Hinzelfried-Emma's Dunnerwatter lus. „Na siehste, du alter Maartoff'l, nu haste doch awos vu deiner Kuserei! Heb' nār 's Gelump auf, doß net noch 's bißl Del in dar Kammer hielääft!“

Wie dr halle Teif'l war mei Emil aus sen Bett raus, froch off alln Biern in dar Kammer rim. Harr, ihe tot's schu wieder einen Pumpters, als wenn de Wärmflasch uhm vun Braat'l runnergefallen wär.

„Auwieh, auwieh — mei Kupp!“ schrier dr Emil.

„Wos is dä?“ freegit sei Fraa fuchtig. „Hot diech wuhl schu wieder de Kuh gestuñ'n?“

„De Kuh net — odr dr Schrank!“ gammret dar. „Laaf nār, hul' a Licht rauf unten aus dr Stub!“

De Emma mocht' wolln odr net: Se mußt' dar Trepp nei un mußt' a Lamp' anzuschaff'n. Schie sooch's haltig net aus, wos se bei Licht in dar Kammer ze sah krieget. Odr an schlachtsten war dr Emil wagtumme. E Horn hatt' dar an sen'n Kupp dra'sitzen, doß mers'ch mit en'n Knüppel waggpochn funnt'.

„Na, nu hot'r doch dei Traam zu amos verhol'n! Do kaste diech morg'n racht soot däch't'n (groß dünken), wenn de in Dorf rimlaaf'n tußt. — Wos warschte dä soong, wenn diech de Zeit freeng?“

„Inu, wenn's wetter nisch is — dos Ratsel is net schwer: De Kuh hot mieh gestuñ'n! Gelabbt de's dä nu?“

Doch sei Fraa hatt's Red'n verlarnt. Se leget siech nei in ihr Bett un machet de Mäng zu.

„Eiu,“ brummet se sachte ins Bett nei, „iech gelaab der'sch schie: De Kuh hot diech gestuñ'n un aah — — dr Esel!“

Wie se dos is sechste Mol bei siech gedacht hot, is se ei' geschlof'n, un mer söllt's net denken: Nooch ener Värtelstund hot se aah wie ihr Emil asu laut gegabbst un gewinselt. Wos tot'r traame? De Kuh hatt' se gestuñ'n — de schwarze Kuh.

Also, es trifft dos alte Sprüch haltig immer wieder zu: Wos dann en'n racht is, dos is ne annern billig.

Bernh. Brüdner, Leipzig

3e Nocken

Heit is de Reih' an mir, ihr Zeit,
Kommt rei, ich will drzehl'n;
Weil nu de Kinner schlofen sei,
Do brauch't'r kä gruß B'rhehl'n!

Iech red, wie mir dr liebe Gott
Re Schnobel wachsen ließ;
Kimmt's epper mol ze hahnebieg'n,
Do seid mr nār nett biegl!

Mir Bauern, die im's liebe Brut
Sich plog'n gahraus, gahrei,
Mir kenne net su zimperlich
Als wie de Stadtleit sei!

Mir sei aus ganzen Holz geschnit,
Mir reden derb un racht,
Mir reden von dr Lober wack,
— Bezacht wie unbezacht!

War dodrmiet zefrieden is,
Glickauf, dos is mei Maa!
In dann stadt Wiß, in dann stadt Kraft!
Dar is — kä Hubelspah . . .!

Bluß e fuh gieht's!

In Nr. 5 der „Heimatblätter“ der „D. Z.“ veröffentlichten wir ein Gedicht von Gertrud Drechsler „Unnersch gieht's nett!“ Diese Zeilen haben vielen sehr gefallen. U. a. schreibt uns ein Leser aus Lauter, daß das Gedicht ihn so erfreute, daß er sofort als beistimmendes Gegenstück nachstehenden Reim verfaßte, dem wir ebenfalls gern Raum geben:

E' jeder ka do nār beipflichten,
Die hot ne richting Gelab'n.
Ka Mensch ka uhne Gott nisch verricht'n,
Uhne Ihn gieht's nett in unnern Lab'n!

Ernst Gläser, Lauter.

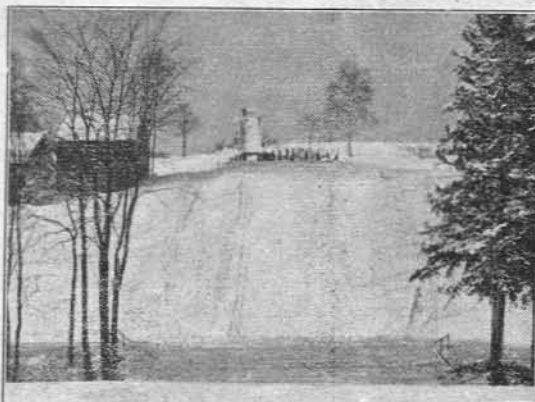
Bilder aus der Heimat.

Auf ins Pöhlatal!

Von Ernst Berthold, Königswalde.

Eine Wegstunde hinter Annaberg, nicht weit von der Reichsgrenze entfernt, liegt tief eingebettet im Pöhlatal das freundliche Gebirgsdorf Königswalde, das sich dank seiner ausgezeichneten Gelände- und Schnee-verhältnisse mehr und mehr zum Wintersportplatz entwickelt. Das den Ort umgebende Gelände eignet sich vorzüglich zur Ausübung jeden Wintersports. Sanfte und steile Hänge bieten abwechslungsreiche Fahrten auch für die Anfänger des Skisports. Ungezählte herrlich verschlungene Waldwege in dem nahen alten Erzgebirgs-Hochwald bedeuten für jeden Wintersportler und Naturfreund einen wahren Genuß. Herrliche Ski-Touren nach dem Pöhlberg und Bärenstein, im Pöhlatal entlang nach der Tschecho-Slowakei und nach dem Hirtsteingebiet, wie auch nach Jöhstadt bieten dem Sportler und Naturfreund prächtige Walddisidyllen und Ausblicke. Zu alledem ist es dem Skiverein „Pöhlatal“ gelungen, eine Sprungschanze zu errichten, die von Lehrer Hans Kreher-Annaberg (Skilehrer des DSB) eingesprungen worden ist u. die nach dessen Urteil allen sprungtechnischen Anforderungen in jeder Hinsicht Rechnung trägt. Die Schanze befindet sich im idyllisch ge-

legenen Waldwinkel des Ortsteiles „Brettmühle“. Auf ihr können beachtliche Leistungen erzielt werden. Die Auslaufbahn liegt auf der wieder sanft ansteigenden Talsohle und gewährt so dem Springer sicheres Ausfahren. Anfängern ist die Möglichkeit gegeben, mit halbem Anlauf Sprünge auszuführen. Königswalde ist im Anschluß an die Wintersportzüge Chemnitz—Annaberg u. Zwickau—Schwarzenberg—Buchholz leicht und bequem mit dem Omnibus der staatlichen Linie Annaberg—Jöhstadt zu erreichen. Eine ganz prachtvolle Abfahrt nach dem Orte und besonders nach der Sprungschanze auf Stiern bietet sich vom Waldbahnhof Königswalde der Linie Chemnitz—Annaberg—Weinert. In freundlichen Gaststätten und Privat sind gute und äußerst preiswerte Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten vorhanden. Es ist Vorfrage getroffen, allen Besuchern den Aufenthalt in Königswalde recht angenehm zu gestalten. Tanzdielen und -säle, Regelpbahnen usw. laden für die langen Winterabende zu fröhlichem Tun ein. Auskünfte erteilen kostenlos: Gemeindeverwaltung Königswalde und der Erzgebirgs-Zweigverein, Skiverein Pöhlatal Königswalde i. E.



Die Sprungschanze zu Königswalde, die noch ihrer Weihe harret.



Skilahrende Schülerinnen auf der Wiese des Landheims in Jöhstadt.

Das im Jahre 1922 gegründete Schullandheim des Staatsrealgymnasiums Annaberg zu Jöhstadt hat in neuester Zeit dadurch erhöhte Bedeutung gewonnen, daß es gern als Stützpunkt für Schneeschuh-Lehrgänge benutzt wird. Die günstige Höhenlage von 800 m, die langgedehnten Hänge und das Vorhandensein von Wald bewirken, daß der Skisport wohl im gleichen Maße wie in Oberwiesenthal ausgeübt werden kann. Die Schneelage hat sich seit Jahren vom Dezember bis in den März hinein als sicher erwiesen. Aus diesem Grunde ist das Landheim im Winter sehr stark besetzt. Schon zum zweiten Male weilten Studenten und Studentinnen des Instituts für Leibesübungen der Universität Halle-Wittenberg unter Direktor Dr. Konrad im Heim. Im vergangenen Jahre verlebten Schülerinnen der Königin-Luise-Schule Erfurt unter Oberstudiendirektor Dr. Spanuth und Studienrätin Hübner schöne Winterwochen im Heim. Von ihnen stammt das vorstehende Bild. In diesem Jahre sind außer Annaberg Klassen bereits Klassen vom Königin-Karola-Gymnasium Leipzig und vom Gymnasium Bauzen gemeldet. Dieser zunehmende Wintersport bedeutet für das obere Erzgebirge eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Kräftigung.

Dr. N.

125 Jahre Posamenten in Schleifau

Die seltene Erinnerungs-Feier des 125jährigen Bestehens kann am 15. Februar die alt angesehene Posamentenfabrik C. A. Schreiber in Schleifau im Erzgeb. begehen. Der Gründer der Firma (unser Bild), der weitblickende Bürger u. Posamentiermeister Carl August Schreiber, hat als tüchtiger Fachmann nicht nur den Grundstock für obengenannte Firma gelegt, sondern auch wesentlich zur Entwicklung der vielseitigen Posamentenindustrie im Erz-



Geb. 1781.

C. A. Schreiber.

Best. 1841.

gebirge beigetragen. Während vier Generationen ist die Jubiläums-Firma im Besitz der Familie Schreiber gewesen. An dieser Entwicklung hatte der Sohn des Gründers, Carl August Schreiber, gestorben 1892, und der Enkel, Carl Schreiber, gestorben 1916, hervorragenden Anteil. Im Jahre 1927 ging diese Firma in den Besitz der Inhaber der bekannten Posamentenfabrik Theodor Rauchsches in Chemnitz über.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 7. — Sonntag, den 14. Februar 1932.



Die ihre Heimat verließen

Originalroman
von Otfried von Hanstein.

(12. Fortsetzung.)

Er war gesund, er war stark, er war im vollen Besitz seiner Kräfte, und doch war vor ihm der sichere Tod.

Das Meer hatte sich ziemlich beruhigt. Der Himmel war wieder blau. Leichte weiße Schaumköpfe krönten die klein gewordenen Wellen. Nirgends, so weit er seine Augen in die Dunde schickte, war ein Segel zu sehen. Kein Mensch, kein Schiff in der Nähe!

Er war allein und doch war es nicht still um ihn. Im Körper des Schiffes waren andauernd unheimliche Geräusche, als kämpften dort feindliche Mächte gegeneinander.

Das Wasser gurgelte im Innern und eroberte langsam einen Raum nach dem anderen; Gegenstände, die von dem Wasser losgerissen waren, schlugen polternd gegen berstende Innenwände und mit Schreien sah Günter, wie das Schiff sich langsam immer mehr zur Seite neigte. Er stand am Bug. Am Heck hatte sich durch die Neigung ein Teil des Fußbodenbelags gelöst und hing wie eine große Platte halb in der Luft. Günter kam ein Gedanke.

Wenn es ihm gelänge, diese Platte vollends zu lösen! Vielleicht konnte sie ihm als Floß dienen.

Ohne noch zu ahnen, wie es ihm möglich sein würde, sein Vorhaben auszuführen, kletterte er langsam an der Reling nach hinten.

Ein schlimmes Klettern, ohne Halt, auf zerbrochenen Gitterstäben, bei dem schwankenden Schiffe.

Jeden Augenblick in der Gefahr des Absturzes in das Meer!

Lächerliches Beginnen! Dieser Mensch, der seine Kräfte erschöpfte, um sich vor dem Meere zu retten, dem er doch sicher verfallen war.

Er hatte das Heck des Schiffes fast erreicht. Der Dampfer wurde immer schräger, jetzt brach mit lautem Krach die große Platte ab und stürzte in das Wasser. Günter starrte ihr nach. Eile war nötig. Dieser Bretterboden, der in der Tat wie ein Floß wirkte, wurde schnell aus dem Bereich des Schiffes getrieben.

Nachspringen! Schwimmen!

Aber ehe er noch einen Entschluß gefaßt hatte, sah er etwas anderes, das ihn mit viel größerer Freude erfüllte.

Auch jetzt noch schaukelte sich am Heck, durch ein Tau befestigt, das einzige, gut zu Wasser gekommene Rettungsboot des Schiffes.

Es standen sogar einige Kisten und Fässer darin. Wahrscheinlich Lebensmittel und Wasser. Man hatte es zurückgelassen, weil die beiden Rettungsschiffe ihre eigenen Boote geschickt hatten.

Bei dem Anblick dieses kleinen Fahrzeuges erfüllte Günter ein Gefühl unendlichen Glückes. Er glaubte sich schon gerettet. Dieses winzige Fahrzeug auf dem großen unendlichen Meer war ihm ein köstlicher Fang.

Er vergaß, daß er auch in ihm fast sicher verloren!

Ganz langsam, vorsichtig, kletterte er weiter, um zu dem Tau zu gelangen, an dem er herunterkriechen wollte.

Er hielt inne. Die „Ariadne“ begann stärker zu schwanken.

In ihrem Innern ertönte ein donnernder Knall. Wahrscheinlich hatte irgend eine der Innenwände dem Wasserdruck nachgegeben und war zusammengestürzt.

Was jetzt geschah, vollzog sich im Bruchteil einer Sekunde.

Günter krallte sich an irgend einen vorstehenden Balken, das Schiff schaukelte mächtig auf den ruhigen Wellen, dann ein furchtbarer Schlag, das Wasser spritzte hoch auf:

Die „Ariadne“ war gekentert und hatte in ihrem Sturz das Rettungsboot in kleine Trümmer zerschlagen!

Im hohen Bogen war Günter in das Wasser geschleudert worden, aber ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß er nicht von dem kenternenden Schiffe getroffen wurde. Er tauchte auf, er schwamm auf den Wellen, hatte irgend ein Holzstück umklammert, vor ihm trieb kieloben das Wrack.

Einen Augenblick starrte er entsetzt um sich. Das rettende Boot war fort, jetzt war er verloren.

Mattigkeit überkam ihn. Verzweiflung! Jetzt den Balken loslassen! Sterben!

Ein neues Entsetzen. Er sah ein Tau vor sich, ein Tau, das aus einer Luke des Schiffes herabhing, er ergriff es, er zog sich in fiebernder Hast an den Schiffkörper heran. Er kletterte bis zur Höhe dieser Seitenluke empor, flehte nur fast an der glatten, schräg zu dem jetzt über ihm ragenden Kiel aufsteigenden Wand. Er wußte selbst nicht, wie es ihm gelungen war, hier herauf zu kommen. Ein furchtbares Grauen hatte ihm übermenschliche Kräfte gegeben. Das Meer war unter ihm lebendig geworden. Überall schossen große Fische heran. Haiartige, die ihre häßlichen Köpfe aus dem Wasser emporhoben, die mit den Schwanzflossen die Wellen peitschten, die sich aus dem Meere emporzuschwimmen suchten, um ihn mit den Flossen herunterzuschlagen.

Mit dem Gedanken des Wassertodes hatte er sich in den letzten Minuten vertraut gemacht — die Gewißheit, von diesen Raubfischen bei lebendigem Leibe zerrissen zu werden, hatte ihm die Kraft gegeben, sich an der Schiffswand hinaufzuschwingen.

Nacht.

Das Meer war vollständig ruhig, fast wie ein glatter Spiegel.

Der Himmel, ein Bild herrlichen Friedens, war von den strahlenden Sternen der Tropen erleuchtet.

Günter hatte noch mehr vollbracht. Langsam war er an den glatten Wänden emporgekrochen und saß jetzt hoch oben auf dem Gestelle, das sonst tief unten im Wasser die Schiffsschraube umgab.

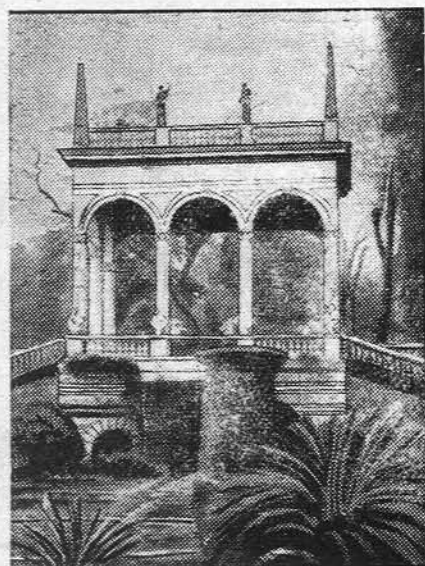
(Fortsetzung siehe 4. Seite dieser Beilage.)

Bilder aus aller Welt



Die Favoriten der deutschen Skimeisterschaften 1932.

Einige der aussichtsreichen Teilnehmer an den Meisterschafts-Wettbewerben. Unten von links nach rechts: Gustav und Otto Lantscher, der letztjährige deutsche Skimeister Gustav Müller, Ludwig Böck. Im Kreis: Erich Recknagel, der Sieger von 1930. Oben von links nach rechts: Walter Gläß, Recknagel beim Sprung, und Hans Bauer. Die diesjährigen deutschen Skimeisterschaften werden vom 12. bis 15. Februar in Schreiberhau ausgetragen. Nicht weniger als 271 Meldungen wurden abgegeben.



Auch Rom ehrt Goethe.

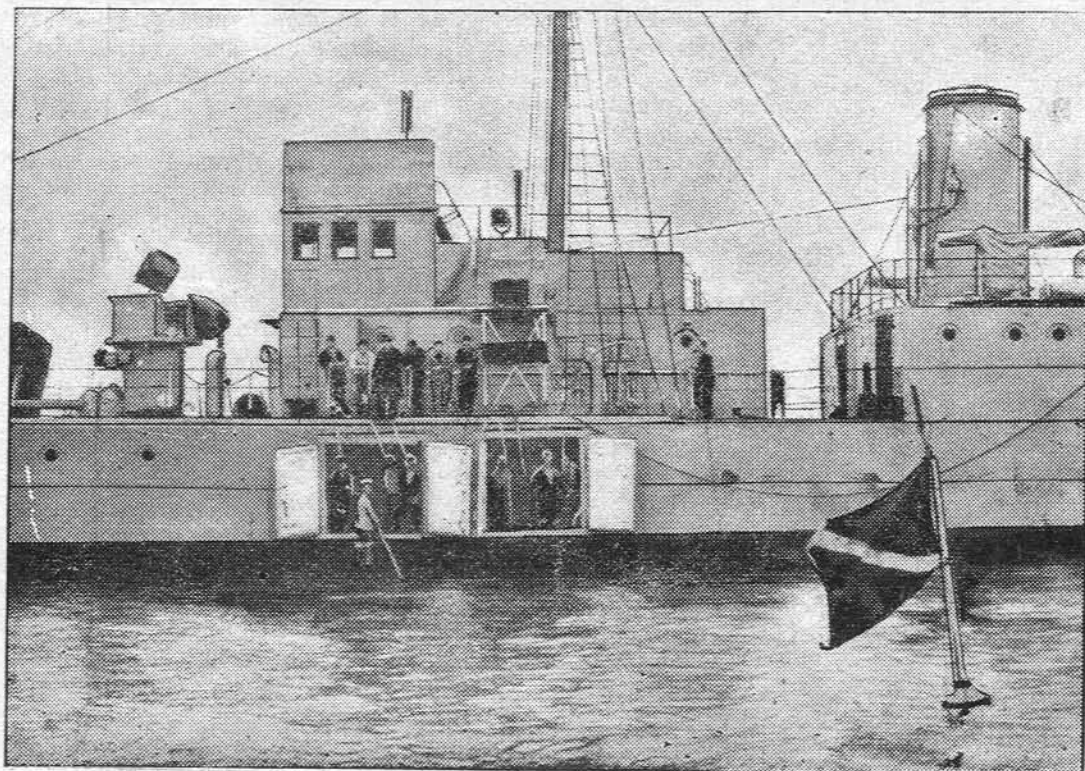
Der Pavillon der römischen Villa Sciarra, in der am 100. Todestage Goethes die offiziellen Feiern stattfinden werden. Die Villa Sciarra ist der Sitz des italienischen Kulturinstituts für germanistische Studien.



Neuer deutscher Hallenrekord Dr. Pelzers.

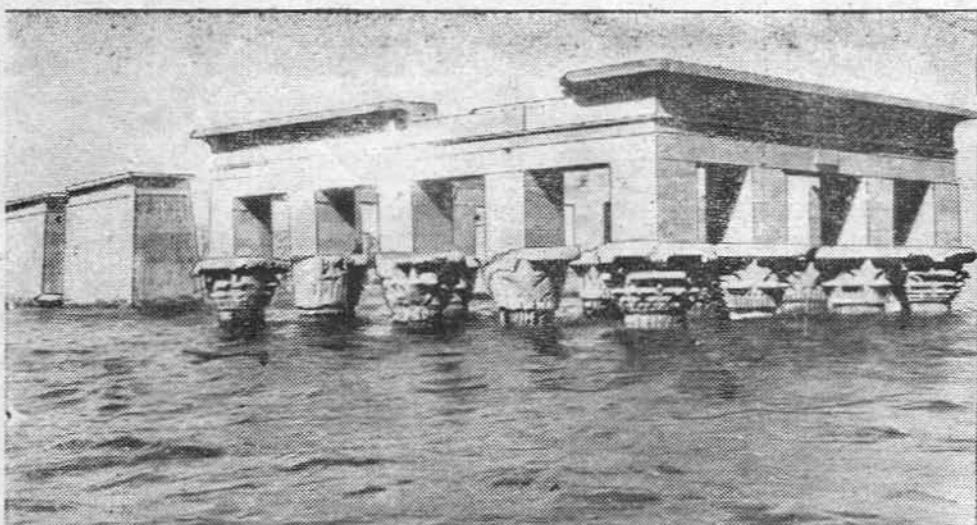
Dr. Pelzer zeigte sich bei dem Stettiner Hallensportfest wieder in Höchstform. Trotz eisiger Kälte in der ungeheizten Halle lief er die 1000 Meter in der neuen Rekordzeit von 2 Minuten 31,4 Sekunden.

Die ersten Tauchversuche an der Unglücksstelle des U-Bootes „M. 2“. Nachdem nach langem Suchen endlich die Stelle aufgefunden wurde, an der das englische U-Boot „M 2“ mit 54 Mann Besatzung unterging, haben die Taucherarbeiten zur Bergung des U-Bootes begonnen. Die Boje im Vordergrund bezeichnet die Stelle, an der das Boot auf dem Meeresgrund ruht. Aus den geöffneten Luken des Hilfsschiffes wurden die Taucher zur Unglücksstelle herabgelassen. (Siehe nebenst. Bild.)



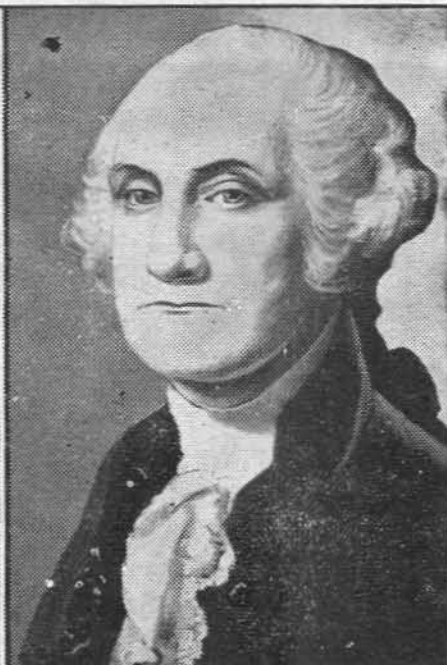
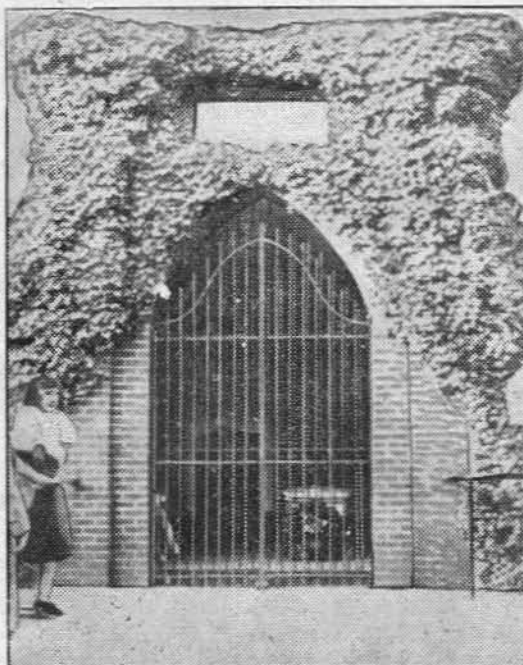
Moderne Technik zerstört antike Schönheit.

Hinter den Staudamm von Assuan — der mit einer Länge von 1960 Meter der größte der Welt ist —, stauen sich die Wassermassen zu einem riesigen See, in dem auch die berühmte Tempelstätte von Philä versunken ist. Nur noch die Kapitäle mit ihren herrlichen Ornamenten ragen aus den Fluten, die ihr Zerstörungswerk immer weiter fortsetzen. Eines der schönsten Baudenkmäler ist hier der modernen Technik zum Opfer gefallen, die den Stausee zur Bewässerung der ägyptischen Baumwollfelder gebraucht. Unser nebenstehendes Bild zeigt einen Teil des Istitempels auf der Nil-Insel Philä, der von den Wassern des Stausees überschwemmt ist.



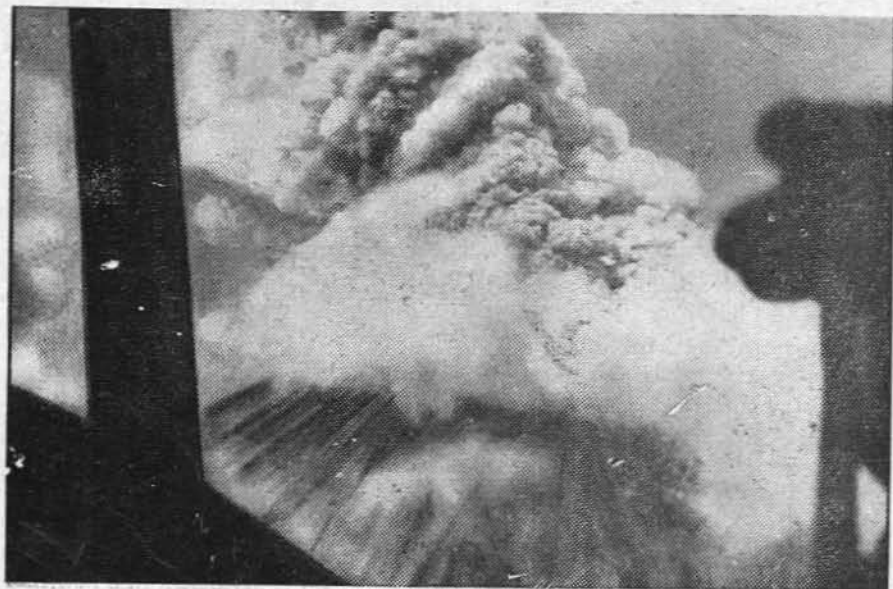
Vor 200 Jahren wurde George Washington geboren.

Vor 200 Jahren, am 22. Februar 1732, wurde George Washington geboren, der die Nordamerikaner in ihrem siegreichen Befreiungskampf gegen die Engländer führte. In den folgenden Friedensjahren legte Washingtons organisatorisches Genie die Grundlagen für die heutige Macht der Vereinigten Staaten. Washington, der in die Geschichte seines Landes als das Vorbild für alle kommenden Generationen einzog, starb am 14. Dezember 1799 in Mount Vernon, wo sein schlichtes Grabmal zum Nationalheiligtum der Vereinigten Staaten wurde. Unsere nebenstehenden Bilder zeigen links Washingtons schlichte Grabstätte auf dem Mount Vernon und rechts ein zeitgenössisches Porträt Washingtons.



Flugzeugaufnahme vom Vulkanausbruch in Guatemala.

Eine riesige Rauchsäule entsteigt dem Krater des ausgebrochenen Vulkans Fuego in Guatemala. Wenige Stunden später strömten ungeheure Lavamassen in das Land hinab; mehrere Städte wurden zerstört und Tausende von Menschen getötet. Die Aufnahme wurde unter Lebensgefahr des Piloten aus einer Höhe von 5000 Metern gemacht.



„Kind und Hund“.

Eine niedliche Gruppe von der Schau „Die Dame und ihr Hund“, die im Anschluß an die „Grüne Woche“ in Berlin stattfand, u. auf der die schönste Dame u. das schönste Kind mit ihren vierbeinigen Lieblingen preisgekrönt wurden.

Der gekenterte Dampfer ging nicht unter. Im Gegenteil, seitdem er den Kiel nach oben gewendet hatte, war ein Teil des Wassers aus dem Beck wieder herausgelaufen und das verlorene Schiff schwamm jetzt ruhig auf der breiten Fläche des abgedichteten Verdeckes. Es war vielleicht bestimmt, eines jener vielen Wracks zu werden, die jahrelang verlassen und einsam über die Meere dahintreiben, bis ein neuer Orkan sie an irgend einer entlegenen Küste zerfchmettern läßt.

Aber auf diesem Wrack saß ein Mensch. Ein verlorener Mensch ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Möglichkeit der Rettung. Und dieser Mensch hatte sich in der Todesangst vor dem Absturz unter die Haifische an dem Gebälk der Schraube festgebunden — und schlief vor Erschöpfung.

Günter erwachte.

Ihn fror, sein Anzug war von dem Wasser völlig durchnäßt.

Ihn hungerte, denn er hatte den ganzen Tag nichts gegessen und besaß auch jetzt nichts, diesen Hunger zu stillen.

Er fühlte brennenden Durst, er war auf der unendlichen Fläche des Meeres und hatte keinen Schluck süßen Wassers, um seinen brennenden Gaumen anzufeuchten.

Um ihn das weite Meer, das die Sichel des Mondes mit silberner Straße zierte, über ihm das Himmelsgewölbe mit den blinkenden Sternen. Unter seinen Füßen das Wasser, das so hell ausah, so einsam und in dem überall die furchtbarsten Feinde lauerten.

Ganz langsam schlichen die Stunden in dieser großen heiligen Stille.

Die Sterne verblichen und im Osten begann sich der Himmel zu röten. Tausend herrliche Farben schillerten auf und dann hob sich glutrot und gewaltig, wie das Antlitz eines Gottes, der Sonnenball aus den Fluten.

Es wurde Tag, aber dieser Tag brachte Günter nur die grauenvolle Erkenntnis seiner Lage.

Kein Schiff! Kein Segel! Keine Rauchfahne eines Dampfers.

Er überlegte. Den Tag würde er noch überleben können. Vielleicht auch die nächste Nacht und den darauffolgenden Tag. Jeder Tag aber mußte seine Leiden verschlimmern, bis er verhungerte und verdurstete, in der Sonnenglut verschmachtet, endlich starb.

Er war ganz ruhig. Im Augenblick umgab ihn ja keine Gefahr. Das Wrack trieb viel ruhiger auf dem stillen Meer, als früher das fahrende Schiff. Es wäre eigentlich eine herrliche Fahrt gewesen. Er zuckte unwillkürlich zusammen. Wie lange war es her, daß er durch die lodrenden Flammen — Grete auf seinen Armen trug?

Das Feuer hatte ihn verschont — jetzt forderte ihn das Wasser.

Grete?

Seine Grete, liebe, kleine Grete, wenn sie ahnte, was ihm geschah! — — —

Es wurde Mittag; mit unbarmherziger Glut prallte die Sonne auf ihn hernieder. Ihm war, als glühe der ganze eiserne Körper des Schiffes, als sei das in die Sonnenstrahlen getauchte Meer flüssiges Erz. Seine Zunge klebte am Gaumen, seine Haut wurde rissig. Die Qualen waren kaum zu ertragen. Seine Hand packte nach den Ranten des Schiffes. In das Meer. In die Kühle!

„Herrgott! im Himmel! Die Haifische!“

Ein neuer Gedanke. Seine Hand griff in die Tasche, er hatte ja den Revolver. Er zog ihn heraus, er setzte ihn an die Schläfe!

Auch das vergebens. Der Hahn vom Seewasser angerostet — die Patronen verdorben.

Seine Gedanken begannen sich zu verwirren, sein brennendes Haupt sank in einen von wirren Träumen erfüllten Halbschlummer auf die Brust. Langsam trieb das Wrack seinen ziellosen Weg über das Meer.

Es war der Abend des nächsten Tages. Grete und Metella hatten diesen viel froher verbracht als den vorigen. Die feste Gewißheit, Günter wiederzufinden, hatte sie zuversichtlich gemacht. Wieder standen sie stundenlang am Abend, bis endlich der amerikanische Dampfer langsam hereinkam und die Anker fallen ließ.

Jetzt war Grete fast ein wenig verlegen.

„Was wird Günter sagen, wenn er mich sieht?“

Wieder die Formalitäten wie gestern, dann stand sie am Steg, wollte Günter erwarten, wollte ihn überraschen.

Vier ernste Männer kamen von Bord.

„Das sind die Geretteten der „Ariadne“.“

Ein jäher Schreck durchzuckte Grete.

„Wo ist Günter Schellhorn?“

Der Beamte der Reederei, der unwillkürlich Teilnahme für die Damen fühlte, trat an die Männer heran.

„Ich bin Sven Larsen, der erste Steuermann der „Ariadne“.“

„Ist Herr Günter Schellhorn nicht bei Ihnen?“

„Herr Schellhorn ist mit dem Kapitän auf das portugiesische Schiff „Coimbra“ gegangen.“

„Er ist nicht da . . .!“

Gellend hatte es Grete geschrien. Während der Steuermann erstaunt und nicht verstehend ihr sein Gesicht zuwandte, versagte die Kraft ihrer Nerven und sie stürzte in Weinkrämpfen zu Boden. — — —

Es war im Hotel da Paz. Grete Wendeborn lag angekleidet auf dem Bett. Ein schnell herbeigeholter Arzt hatte ihr eine wohlthätige Morphiumspritze gegeben. So schaffte man sie vom Strande in das Hotel.

Ratlos hatte die kleine Metella neben der in Krämpfen am Boden Liegenden gestanden, als ein älterer Herr zu ihr trat, entschieden ein vornehmer Brasilianer, der sie aber in fließendem Deutsch anredete.

„Ich habe von dem Beamten der Reederei in kurzen Worten gehört, was Ihnen geschehen. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der Farmer Hieronimo de Mascarenhas. Ich bin ein Freund der Deutschen und habe selbst eine Deutsche zur Frau. Wenn Sie gestatten, daß ich Ihnen behilflich bin, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung.“

Freudig nahm Metella die Hilfe an und so kam es, daß Don Hieronimo den Arzt herbeirief, Grete in das Hotel schaffte und nun neben Metella im Zimmer stand.

„Es ist ein unglaublicher Irrtum. Der Kapitän hatte angeordnet, daß Herr Schellhorn mit dem Steuermann auf den „James White“ gehen sollte. Es waren neun Mann Besatzung auf der „Ariadne“. Es sollten die mit dem einzigen Passagier zehn Mann zählenden Schiffbrüchigen also genau eingeteilt werden. Der Kapitän hatte auch Schellhorn seine Anweisung gegeben. Schuld trifft den Steuermann Larsen, der sich damit zufriedengab, daß Schellhorn doch auf dem anderen Boote war.“

Metella fragte leise:

„Also, Sie glauben —?“

„Es ist leider kein Zweifel, daß Schellhorn tot ist. Wahrscheinlich ist er im Augenblick, als er das Boot besteigen wollte und während die Matrosen noch mit sich selbst beschäftigt waren, verunglückt. Hat vielleicht einen Fehltritt getan und ist in das Meer gestürzt.“

„Ganz unbemerkt?“

„Sie ahnen nicht, wie dort die Meere von Haifischen wimmeln. Ich habe es selbst miterlebt, daß ein Matrose, der über Bord fiel, noch ehe er auch nur einen Schrei hätte ausstoßen können, von den Bestien zerrissen und in die Tiefe gezogen wurde.“

„Furchtbar!“

„Am furchtbarsten für die arme Sennorita!“ — — —

(Fortsetzung folgt.)